



HANNES NYGAARD
IM MOOR

Hinterm Deich Krimi



emons:



HANNES NYGAARD

IM MOOR

Hinterm Deich Krimi



emons:

Hannes Nygaard ist das Pseudonym von Rainer Dissars-Nygaard. 1949 in Hamburg geboren, hat er sein halbes Leben in Schleswig-Holstein verbracht. Er studierte Betriebswirtschaft und war viele Jahre als Unternehmensberater tätig. Hannes Nygaard lebt auf der Insel Nordstrand.

www.hannes-nygaard.de

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2021 Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Robert Canis/

FLPA/imageBROKER

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Lektorat: Dr. Marion Heister

E-Book-Erstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-96041-732-3

Hinterm Deich Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur Editio Dialog, Dr. Michael Wenzel (www.editio-dialog.com).

Für Petra und Bernd

*Wer zu handeln versäumt,
ist noch keineswegs frei von Schuld.
Niemand erhält seine Reinheit
durch Teilnahmslosigkeit.*

Siegfried Lenz

Prolog

Landgericht Flensburg

Im Namen des Volkes
Urteil

in der Strafsache

gegen

den Bauhelfer Hans-Dieter Dunker, achtunddreißig, geboren in Heide/Holst, wohnhaft in 22115 Hamburg, Dettinger Str. 97c, ledig, deutsch,

seit neun Monaten in dieser Sache in Untersuchungshaft in der JVA Flensburg,

wegen

schweren Raubes, heimtückischen Mordes, Mordes aus niederen Beweggründen in einem zweiten Fall, räuberischer Erpressung, schwerer Körperverletzung, Geiselnahme und sexueller Nötigung,

Verteidiger RA Barkenthin, Toosbüystraße, Flensburg,

hat die Große Strafkammer des Landgerichts Flensburg in öffentlicher Sitzung, an der teilgenommen haben

Vorsitzender Richter am Landgericht Weitkamp als Vorsitzender,

Richter am Landgericht Klapproth als Beisitzer,
Richterin am Landgericht Tietz als Beisitzerin,
Gartenbautechniker Holthusen, Schnarup-Thumbby, als Schöffe,
Verwaltungsangestellte Hansen, Sprakebüll, als Schöffin,
Staatsanwalt Steinicke als Beamter der Staatsanwaltschaft,
RA Barkenthin, Flensburg, als Verteidiger des Angeklagten,
Justizhauptsekretärin Petersen als Urkundsbeamtin der
Geschäftsstelle,

für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird wegen zweifachen vorsätzlichen Mordes, vorsätzlicher schwerer Körperverletzung, Geiselnahme, schweren Raubes, sexueller Nötigung und Erpressung zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Es wird die besondere Schwere der Schuld festgestellt.

Die Kosten des Verfahrens trägt der Angeklagte.

Mit diesem Urteil wurde der gemeinschaftlich mit Zülfü Göksu ausgeübte Bankraub auf die Uthlande-Sparkasse auf Nordstrand vor fünf Jahren geahndet.

Hans-Dieter Dunker und sein Komplize hatten den Geldtransporter abgewartet, der die kleine Zweigstelle mit Bargeld versorgen sollte. Dunker hatte den Geldboten Ömer Akalin aus Stockelsdorf, verheiratet, eine Tochter, hinterrücks mit zwei Schüssen ermordet. Anschließend nahmen die beiden Täter die Bankangestellte Dorle Hansen und den zufällig anwesenden Kunden, den Ersten Kriminalhauptkommissar Christoph Johannes, als Geiseln und verbargen sich bei ihrer Flucht in dem einsam gelegenen Haus des alten Ehepaares Egon und Luise Schimmelman.

Der alte Mann wurde gezwungen, über einen Briefkasten Nachrichten an die Polizei zu überbringen. Um ihn gefügig zu machen und zu verhindern, dass er Hilfe herbeirief, verstümmelten sie die Finger seiner betagten Ehefrau mit der Drohung, sie noch schwerer zu verletzen.

Als die Polizei nach langer und mühevoller Suche das Versteck ausfindig gemacht hatte und stürmte, erschoss Dunker eine Geisel, den Polizeibeamten Christoph Johannes, »weil der Polizist war«.

Dunker wurde in die Justizvollzugsanstalt Lübeck »Lauerhof« überstellt, die sich auf dem Lauerhöfer Felde befand und die zweitgrößte des Landes ist. In der JVA Lübeck sind Täter, die für besonders schwere Taten verurteilt wurden und dafür lebenslänglich oder gar Sicherungsverwahrung erhielten, inhaftiert.

EINS

Dunker hatte aufgehört, die Tage zu zählen. Manchmal wusste er nicht, welcher Wochentag war. Es war ihm egal. Jeder Tag hatte das gleiche Gesicht. Sein Lebensrhythmus war fremdbestimmt. Man sagte ihm, wann er aufstehen musste und wann das Licht zu löschen sei. Die Stunden dazwischen waren streng reglementiert. Zunächst hatte er sich geweigert, zu arbeiten. Man hätte ihn nicht verhungern lassen. Und mit körperlicher Züchtigung wie in sibirischen Arbeitslagern konnte man ihm auch nicht drohen.

Seine Weigerung währte nicht lange. Mittlerweile wartete er darauf, dass seine Schicht begann. Der Arbeitstag als Helfer in der Gefängnisküche brachte Abwechslung in die Monotonie, die ihn sonst erschlagen würde. Er wehrte sich auch nicht mehr gegen die Demütigungen, die ihm widerfuhren.

Als er der Küche zugeteilt wurde, trat Igor an ihn heran. Der gebürtige Russe mit dem kahlen Schädel war der inoffizielle Chef der Helferbrigade, die sich aus Strafgefangenen rekrutierte. Igor saß seit sechzehn Jahren im Gefängnis und hatte sich das Wohlwollen der Schließer und damit eine herausragende Rolle erworben. Er beaufsichtigte die Helfer und teilte ihnen die Arbeiten zu. Für das Aufsichtspersonal in der Küche war das bequem. Man konnte sich darauf verlassen, dass die Arbeiten gewissenhaft ausgeführt wurden. Aufkeimende Unruhe erstickte Igor, ohne dass seitens des Personals eingegriffen werden musste.

Dunker hatte sich das zwei Tage lang angesehen. Als Igor ihn für Reinigungsarbeiten abstellte und Dunker die fettigen Großkessel mit den Soßenresten schrubben sollte, hatte er Igor geantwortet, dass das ein Job für Russen sei, insbesondere wenn sie einen flachen Schädel wie Igor hätten und damit den Neandertalern ähnelten.

Igor hatte Dunker aus dem Nichts heraus einen Leberhaken verpasst und gesagt, beim nächsten Mal werde die Maßnahme härter ausfallen.

Zwei Tage später hatte Dunker es erneut versucht. Es schien, als würde in der Küche ein Machtkampf entstehen, wer als Leitbulle das Rudel anführte. Dunker hatte eine Soßenkelle gegriffen und sich drohend vor Igor aufgebaut.

»Scheißrusse«, hatte er geschrien. Igor solle nicht den starken Max markieren, auch wenn er lebenslänglich in der Haftanstalt saß, weil er als »Wachmann« für einen russischen Clan zwei Mitglieder einer anderen Mafia-Familie wie räudige Hunde erschlagen hatte.

»Halt die Fresse, du alter Sack.« Igor hatte sich seelenruhig umgedreht. Alle anderen Strafgefangenen der Küchencrew waren eilfertig an weit entfernte Plätze gehastet, während Dunker sich zufrieden seinem Arbeitsplatz zuwandte und den Gemüseschneider auseinandernahm. Er hatte nicht mitbekommen, dass sich Igor von hinten näherte. Erst als sich drei Liter kochend heiße Brühe über seinen Rücken ergossen, schrie er auf.

Die Narben dieses »Unfalls« zierten noch heute seinen Rücken. Dunker hatte begriffen, dass er sich nach der Befragung durch die Anstaltsleitung bei Igor entschuldigen musste, da er dem Russen unvorsichtigerweise unter Missachtung aller Sicherheitsvorschriften in den Weg gestolpert war. Wie leicht hätte sich auch Igor verbrühen können.

»Wir sind hier ein Team. Und du bist ein Arsch. Nein! Der letzte Arsch. Verstanden?«, hatte Igor ihm danach erklärt.

Seit dieser Zeit hielt Dunker in der Küche den Mund und führte klaglos die ihm übertragenen Aufgaben aus. Igor war nicht nachtragend. Er hatte sein Ziel erreicht. Dunker fiel es schwer, sich unterzuordnen. Als Schüler war er wegen seiner Muskeln der Platzhirsch gewesen, als Jugendlicher waren seine Argumente die Fäuste. Im Gefängnis erfuhr er, dass Polizistenmörder ebenso wie die Kinderschänder auf der untersten Stufe standen. Mörder und Gewaltverbrecher waren in diesem Zellentrakt alle. Die Schließer verrichteten ihren Dienst und ließen keine Aggressionen an den Häftlingen aus. Dafür erwarteten sie, dass alles reibungslos ablief und sich niemand gegen sie wandte. Wer sich nicht an diese Regeln hielt, wurde durch die Mitgefangenen abgestraft. Das Wachpersonal führte dann in kurzen Zeitabständen gründliche Zellendurchsuchungen durch und ließ durchblicken, wem das zu verdanken war. Den Rest erledigten die Häftlinge

untereinander. Und auch ein harter Brocken wie Dunker fand hier seine Meister. Dunker hatte nicht nur Igors Warnung verstanden, sondern auch vernommen, dass es schon Unglücksfälle gegeben hatte, wo Männer den Lichtschacht hinabgestürzt waren.

Fünf Jahre waren seit dem Banküberfall auf Nordstrand vergangen. Es war ein lausiges Leben hier drinnen. Wer draußen einem Clan angehörte, wurde von der »Familie« versorgt und musste keinen Mangel an erlaubten Waren wie Fernseher, Kosmetik, Zigaretten und Zusatzernährung erleiden, sondern konnte sich hinter Gittern auch andere Luxusdinge leisten. Mancher wurde erst im Gefängnis rauschgiftsüchtig. Alkohol, Handy und andere Annehmlichkeiten wurden hier ebenso gehandelt wie Schutz. Wer bereit war, dafür zu zahlen, konnte sich den Schutz von Clans erkaufen.

Dunker verfügte über keine Mittel. Er gehörte zum Gefängnisprekariat und war auf der untersten Stufe angekommen, als er begann, sich gierig nach den Kippen anderer beim Freigang zu bücken. Die einzige Möglichkeit, die man ihm anbot, war, sich selbst zu verkaufen. Für nichts auf der Welt hätte er seinen Körper hingegeben.

Sein einziges Privileg war, dass er in der Küche Zugang zu Nahrungsmitteln hatte. Nach einem halben Jahr übersah Igor, dass Dunker Lebensmittel stahl. Das taten alle. Und er war überzeugt, dass sich auch das Aufsichtspersonal fleißig bediente, hütete sich aber, eine Andeutung zu machen. Sonst begannen wieder die Zellenkontrollen. Und die erfahrenen Justizvollzugsbeamten fanden immer etwas – wenn sie wollten.

Freunde hatte Dunker keine gefunden. Man respektierte ihn nicht. Er war froh, dass man ihn zufriedenließ. Leander, ein voll tätowierter Mithäftling, wurde von den anderen gemieden. Leander hatte eine Flüchtlingsunterkunft angezündet, bei der ein kleiner Junge aus Afghanistan fast verbrannt wäre. Das Kind würde lebenslang unter den Folgen der Verbrennungen leiden. Deshalb war Leander der Einzige, der gelegentlich mit Dunker sprach. Das wurde intensiver, als zwei Türken in den Zellentrakt einzogen. Leander, der eine »88« als Tattoo trug und sich mit diesem Synonym für »HH« als Nazi outete, begann von der ersten Minute an, gegen das »Türkenpack« zu

stänkern. Dunker sah darin eine Möglichkeit, sich bei Leander anzubiedern, indem er sich dessen Sticheleien anschloss.

Benno, der bei einem Überfall auf einen Kiosk dessen Besitzer mit einer Schnapsflasche den Schädel eingeschlagen hatte, mahnte Dunker, sich nicht mit den Türken anzulegen. »Die sitzen hier nicht wegen Vergewaltigung oder Totschlags«, sagte er. »Sieh sie dir genau an.«

Orhan Günaydın sah auch in der blauen Anstaltskleidung stets wie aus dem Ei gepellt aus. Er hatte gepflegte schmale Hände, die einem Pianisten oder Chirurgen gehören könnten. Wer ihm auf der Straße begegnete, hätte ihn für einen erfolgreichen Geschäftsmann oder Banker gehalten. Seinen wachsamen Augen schien nichts zu entgehen. Der zweite Häftling war genau das Gegenteil. Rasim Kalyoncu war breitschultrig und hatte Hände wie Heuwender. Man hätte ihn für einen Türsteher in einem Szenelokal halten können. Kalyoncu wieselte ständig um seinen Landsmann herum und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Das ist der Leibwächter«, hatte Leander festgestellt. Er war kurz nach der Einlieferung der beiden Türken mit Kalyoncu aneinandergeraten, als er ihn anrumpelte.

Kalyoncu hatte sich vor Leander aufgebaut. »Was willst du Wichser? Lass uns in Ruhe, oder ich kastriere dich.«

Die Drohung war so laut ausgesprochen worden, dass alle im Hof es mitbekommen hatten. Leander hatte sich umgesehen, aber niemand der Mithäftlinge machte Anstalten, sich einzumischen.

Dunker war ein unpolitischer Mensch. »Die da oben« waren ihm ebenso verhasst wie die Menschen mit Migrationshintergrund, die in seinem damaligen Hamburger Wohnviertel die Mehrheit stellten. Die Jugendlichen hatten sich dort zu Banden zusammengeschlossen und tyrannisierten die Bewohner, zogen andere Jugendliche ab und kämpften untereinander um die Vorherrschaft, auch über den lukrativen Rauschgiftmarkt im Viertel. Gewalttaten waren Alltag.

»Da hätten die Scheißbullen aufräumen sollen«, hatte Dunker geflucht. »Das trauen sich die Feiglinge aber nicht. Stattdessen machen sie Jagd auf

Deutsche.« Er mochte keine Ausländer, schon gar keine Türken. Sie hatten ihm kein Glück beschert.

Der Geldbote bei dem Bankraub auf Nordstrand, dem er in den Rücken geschossen hatte, war Türke, obwohl der beschissene Richter immer wieder behauptete, Ömer Akalin sei deutscher Staatsbürger gewesen. So ein Quatsch. Ein Deutscher heißt nicht Ömer. Dunkers Komplize beim Überfall, Zülfü Göksu, war auch Türke. Ein Versager. Eine Niete. Es war eine Riesensauerei, dass man ihn lebenslänglich hinter Gittern sperrte und der verfluchte Göksu mit sieben Jahren davongekommen war. Diese Hure von Bankangestellter – wie hieß sie noch gleich? Ach ja. Dorle Hansen –, die hatte ausgesagt, dass Göksu sich für die Geiseln eingesetzt und immer wieder vergeblich versucht hatte, Dunker zu bremsen. Das hatte das Gericht zu Göksus Gunsten gewertet. Aber Dunkers Anwalt, diese Pfeife aus Flensburg, hatte nichts bewirkt. Ganz im Gegenteil. Barkenthin hatte in seinen Augen alles versiebt. Seinetwegen hockte Dunker im Knast ohne Aussicht auf Freiheit.

Was war Freiheit für ihn? Der Psychoheini hatte ihm diese Frage gestellt. Dunker hatte es dem Mann angesehen, dass er mit der ehrlichen Antwort nichts anfangen konnte. »Mit Kumpels einen draufmachen. Saufen. Und vögeln«, hatte Dunker geantwortet.

Göksu hatte man in Neumünster eingebuchtet. Man sagte, das sei ein Kurort im Vergleich zu Lübeck, zumindest diesen Trakt betreffend. Vermutlich waren dort Hunderte seinesgleichen untergebracht. Die halbe Türkei. Und die würden es untereinander treiben. Wie im Ziegenstall. Dunker lachte grimmig bei diesem Gedanken.

Und jetzt hatte man auch hier Türken einquartiert. In Dunker begann es zu kochen. Weshalb blieben die nicht in ihrer Steppe, bei den Kamelen oder was es dort sonst gab?

Er steigerte sich in seinen Zorn, wagte es aber zunächst nicht, offen gegen die beiden Türken anzutreten. Innerlich war es ihm eine Befriedigung, in das Essen zu spucken, dann auch seinen Nasenschleim hineinzurotzen. Schade, dass er es niemandem erzählen konnte, da die anderen auch davon aßen. Er

schauderte, als er sich ausmalte, dass Igor ihm dafür die Zunge herausreißen würde. Und das nicht nur symbolisch.

Die Reibereien mit Kalyoncu gehörten mittlerweile zum Alltag. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit stichelte Dunker. So behauptete er zum Beispiel, dass in der fleischlosen Tomatensoße zu den Spaghetti Schweinefleisch sei. »Ihr fresset kein Schweinefleisch, weil ihr selbst welche seid«, fügte er an.

Günaydın beachtete ihn nicht. Er überhörte jeden Kommentar und tat, als würde Dunker nicht existieren. Kalyoncu dagegen war ein schlichteres Gemüt und sprang zuverlässig auf die Anwürfe an.

»Halte dich zurück«, warnte ihn Igor. »Die Leute sind gefährlich. Ich habe gehört, dass du schon früher Streit mit Türken hattest. Du sollst deinen Komplizen mit reingerissen haben. Die Bank ausnehmen – das ist bescheuert, aber ... na ja. Aber musstest du dabei einen Türken umnieten? Und dann in den Rücken? Und den Bullen?«

»Der Scheißtürke wollte seinen Colt ziehen. Soll ich mich umnageln lassen? Und der Bulle ... Um den ist es doch nicht schade. Einer weniger – das ist doch prima.«

»Als es Hirn regnete, hast du wohl unter einem großen Schirm gestanden und nichts abgekriegt.«

»Und bei den Türken regnet es nur Scheiße.« Dunker fand seine Antwort so gut, dass er sie bei der nächsten Gelegenheit Kalyoncu unterjubelte.

Dann tauchte ein weiterer Häftling mit türkischen Wurzeln im Trakt auf. Kurz darauf folgte der vierte.

»Was soll die Scheiße?«, fragte sich Dunker. »Nicht mal mehr im deutschen Knast bist du vor diesen Pissern sicher.«

Igor warnte ihn erneut. »Das ist der letzte gute Rat für dich.« Er berichtete, dass die vier Türken »irgendwie« zusammengehörten. Sie sollten zu den Osmanen Burners gehören, einer Motorradgang aus Flensburg, die sich nicht scheute, sich mit den Hells Angels oder den Bandidos anzulegen.

»Was sind Osmanen Burners?«, hatte Dunker provokativ gefragt.

Igor erklärte es ihm. »Das ist, wenn du so willst, der militärische Arm einer weitverzweigten Großfamilie. Da gibt es die Führung. Die planen und

lenken. Von denen macht sich keiner die Finger schmutzig. Wenn es etwas zu erledigen gibt, dann bedient man sich der Osmanen Burners.«

»Und?« Dunker hatte sich in die Brust geworfen. »Du willst mir nicht verklaren, dass der Geldknecht, der damals draufgegangen ist, auch zu denen gehörte? Oder der verschissene Zülfü? Wäre das kein Weichei gewesen, wäre ich hier nicht eingefahren.«

»Das müssen keine Mitglieder des Clans gewesen sein. Aber wenn du dich mit einem Türken anlegst, kriegst du es mit den anderen zu tun.«

Igor – der Russe, dachte Dunker. Der hatte Ahnung – nur nicht davon. Dunker nutzte jede Gelegenheit, um sich mit den Türken anzulegen, und bekam in seiner Verbissenheit auch nicht mit, dass Leander sich zurückzog und »das Maul hielt«. Er beleidigte weiter die vier Männer. Eines Tages drängten sie ihn in den Waschraum und brachen ihm die Finger der rechten Hand als Warnung.

Igor wollte keinen Stress im Trakt. Er sorgte dafür, dass Dunker aus der Küche abgezogen wurde. Das war ein harter Schlag, da ihm der Zugriff auf die Lebensmittelvorräte nicht mehr möglich war. So verlor er nicht nur sein Zusatzbrot, im wahrsten Sinne des Wortes, sondern auch sein Tauschgut. Kleine Leckereien hatte er gegen Zigaretten und anderes einsetzen können. Es war erniedrigend, dass man ihn zur Reinigungsbrigade, wie es im Jargon hieß, versetzte. Es half nichts. Ihm wurden die Nassräume des Traktes als Revier zugewiesen. Und seitdem Dunker diese Arbeit verrichtete, verschmutzten die Männer die Duschräume und Gemeinschaftstoiletten absichtlich. Ekeleregend war eine harmlose Umschreibung.

Ihn erfasste unbändiger Zorn. Für ihn waren die Türken dafür verantwortlich. Sie hatten das Regiment im Trakt übernommen. Innerhalb kürzester Zeit hatten sie ein florierendes Geschäft mit Zigaretten, Rauschgift, Handys und anderen gewünschten Waren aufgebaut. Auf Bestellung besorgten die Türken fast alles. Nur Dunker ging leer aus.

Er rächte sich, indem er dem Aufsichtspersonal einen Tipp gab. In einer konzertierten Aktion wurden alle Zellen durchsucht. Man fand dieses und jenes, zwar nicht bei den Türken, aber ein wenig Crystal Meth bei Sunday, einem kräftig gebauten Nigerianer. Sunday musste noch zwei Jahre absitzen,

weil er den neuen Lover seiner minderjährigen deutschen Freundin halb totgeschlagen hatte. Dank des Fundes drohte ihm nun eine »Verlängerung«. Sunday erwischte Dunker im Waschraum und rammte ihm ohne Vorwarnung das Knie an die Stelle, die bei Männern mehr als empfindlich ist. Die schmerzhafteste Hodenprellung brachte Dunker eine Woche Krankenstation ein. Vier Zeugen bestätigten unabhängig voneinander, dass Dunker gegen eine Tischkante gelaufen war.

Günaydın, der stets lächelnde Türke, steckte nach Dunkers Meinung hinter den ganzen Aktionen. Seine Wut, sein Hass wuchsen von Tag zu Tag. Der Scheißtürke sah von oben auf ihn herab. Was bildete der sich ein? Dies war Deutschland. Dunker war Deutscher. Und da kam einer her und machte den dicken Max. Günaydın hatte es nie für nötig befunden, auch nur ein Wort mit Dunker zu wechseln. Ein kurzer Fingerzeig, ein verächtlich wirkender Seitenblick reichten, um seine Truppe zu aktivieren.

Der Hass fraß Dunker fast auf. Er wurde nachts wach und sann darüber nach, wie er es den Türken heimzahlen konnte. Ihre Verachtung ihm gegenüber, ihr perfides Spiel mit seiner Würde würden sie an die nachfolgenden Generationen von Häftlingen weiterreichen. Das Stigma, Zielscheibe zu sein, klebte an ihm wie Pech an den Stiefeln. Und es gab für Dunker kein Entkommen aus dieser Situation. Nicht für die nächsten Jahrzehnte. Es gab auch keine Beschwerdeinstanz. Das Personal wollte von den Problemen unter den Gefangenen nichts wissen. Den Psychologen hatte Dunker gleich zu Beginn seiner Haft verärgert. Und dem bescheuerten Knastpfaffen hatte er Prügel angedroht, als der Geistliche sich ihm das erste Mal genähert hatte.

Es war ein Donnerstag – glaubte er –, als er zorn erfüllt zum Abendessen in den Speisessaal trat. Die Häftlinge weigerten sich, mit ihm zusammen am Tisch zu sitzen. Nicht einmal mehr während der Mahlzeiten fand er einen Gesprächspartner. »Hau ab«, hatte Igor ihm klargemacht. Auch Leander mied ihn.

Dunker kochte vor Wut an diesem Tag. Er hatte erneut Schmähungen erdulden müssen. Auf dem Weg zu seinem Platz in der Ecke passierte er den Tisch, an dem Orhan Günaydın mit seinen Gefolgsleuten saß.

Dunker baute sich vor Günaydın auf. »Was seid ihr nur für Wichser«, schrie er mit sich überschlagender Stimme. »Seid ihr eine Großfamilie, hä? Stammt ihr alle vom selben Ziegenbock als Stammvater ab? So wie wir von Adam?«

Rasim Kalyoncu stieß seinen Teller zur Seite, sprang auf und wollte sich auf Dunker stürzen. Ein kurzes Kommando von Günaydın reichte, um seinen Angriff abrupt zu stoppen. Günaydın sah Dunker nicht einmal an, sondern lächelte. Dann sagte er etwas auf Türkisch, und seine Tischnachbarn lachten.

Dunker raste. Diese Aktion würde ihm für unabsehbare Zeit anhaften. Er war nicht einmal in der Lage, den smarten Türken zu provozieren. Dunker war Luft. Ein Nichts. Nein! Weniger als nichts. Er war wie von Sinnen und konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ehe jemand reagieren konnte, schnappte er sich eine Gabel und stach sie Günaydın ins Auge.

ZWEI

Acht Monate hatte es gedauert, bis Dunker erneut vor Gericht stand. Die Verhandlung hatte ihn nicht aufgeregt. Das Gericht, der Staatsanwalt, sein Pflichtverteidiger ... Die hatten aus seiner Sicht eine Pseudoverhandlung durchgeführt. Es war doch alles klar. Hunderte Zeugen hatten gesehen, wie er sich am verhassten Orhan Günaydın gerächt hatte.

Der Vorsitzende hatte ihn immer wieder aufgefordert, Stellung zu beziehen, und gefragt, ob es Gründe gebe, die zu seiner Entlastung angeführt werden könnten. Dunker hatte begonnen, von den gegen ihn gerichteten Schikanen zu sprechen, hatte dann aber ins Gesicht des Staatsanwalts geblickt, der ihn verächtlich ansah und die Mundwinkel herabzog. Günaydın hatte sich von einem Anwalt, natürlich einem Türken, als Nebenkläger vertreten lassen. Schade, dachte Dunker. Er hätte gern gewusst, wie der Kerl mit einem Auge aussah. Hatte er ein Glasaugen? Oder war dort ein Loch? Eine Höhle? Diese Frage beschäftigte ihn. Das andere, was die dort quatschten, war Bullshit. Von denen interessierte es niemanden, was man ihm angetan hatte. Wären die Türken bei sich zu Hause geblieben, wäre das alles nicht passiert. Wer hatte die eingeladen? Genau. Die Politiker gehörten als Schuldige auf die Anklagebank.

Der Prozess war eine willkommene Abwechslung von der Monotonie des Alltags. Gleich nach der Tat hatte man ihn abgesondert und zu seinem Schutz in die Justizvollzugsanstalt Kiel gebracht. Auch dort wimmelte es von Türken. Weiß der Teufel, wie es sich herumspricht, aber man wusste dort bereits von seiner Tat, bevor er in Kiel eintraf. Man versagte ihm den Aufschluss mit den anderen Strafgefangenen. Er drehte täglich zehn Minuten mutterseelenallein seine Runden auf dem Hof, begleitet von den Hasstiraden der anderen aus ihren Zellenfenstern. Die angespannte Personalsituation erlaubte es nicht, ihn jeden Tag aus der Zelle zu lassen. So saß er manchmal drei Tage hintereinander in den acht Quadratmetern. Das war Folter. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, das Waschbecken und die Toilettenschüssel. Nach

zwei Wochen hatte er gefragt, ob er nicht arbeiten dürfe. Man hatte es aus Sicherheitsgründen abgelehnt. In seinen Augen war das reine Schikane.

Dunker begann, in seiner Zelle zu randalieren. Er tobte. Schrie. Zunächst erschienen die Vollzugsbeamten. Als deren Mahnungen erfolglos blieben, wurden ihm die Drohungen der anderen Häftlinge zugespielt. Die Ankündigung, man werde ihn kastrieren, wenn er nicht die Schnauze halte, war noch freundlich formuliert. Mittlerweile wusste er, dass auch ein Gefängnis kein sicherer Ort war. Auch dort konnte man ihn nicht mit hundertprozentiger Sicherheit schützen.

Gut. Der Prozess war eine Unterbrechung des Alltags, selbst wenn er sich im Gerichtssaal langweilte. Da saßen die Typen in ihren Roben und sprachen über ihn, als wüssten sie Bescheid. Erwachsene Männer mit ernsten Gesichtern, die in Frauenkleidern herumliefen. Und sie nahmen sich das Recht heraus, über sein Leben zu entscheiden. Er war sich bewusst, dass er nie wieder frei sein würde. Während der Verhandlungen hatte er sich jeden einzelnen angesehen. Wenn er je wieder den Knast verlassen könnte, würde er jedem von ihnen ... ja was denn? Dunker hatte mitten in den Ausführungen des Staatsanwalts laut gelacht. Und niemand ahnte, dass er sich in diesem Moment vorstellte, wie er all diesen Figuren nacheinander eine Gabel ins Auge rammen würde. Es wäre ein Bild, das um die Welt ginge. Ein Dutzend Juristen mit Augenklappe.

Dann wurde das Urteil gesprochen. Dunker erhielt zehn Jahre wegen versuchten Totschlags. Lächerlich. Er hatte schon lebenslänglich. Würde man seine Leiche nach seinem Tod noch weitere zehn Jahre in einer Zelle vermodern lassen? Viel schlimmer war, was der Scheißrichter noch anfügte. Man verhängte gegen ihn Sicherungsverwahrung. Auch für einen Lebenslänglichen bestand eine klitzekleine Chance, ein Hoffnungsschimmer, dass sich für ihn irgendwann – vielleicht – die Gefängnistore öffnen würden.

Aber nicht für ihn.

Von seinem Anwalt erfuhr er nach der Verhandlung, dass sich die Schleswig-Holsteiner bemüht hatten, ihn gegen einen anderen Gefangenen in einem anderen Bundesland auszutauschen. Man hatte auf Anforderung seine Akte

verschickt, aber jedes Mal kam eine Absage. Hamburg war bereit gewesen, ihn im Gefängnis Fuhlsbüttel aufzunehmen. Es war aber an der Kostenfrage gescheitert. Hamburg musste schon für Schüler, die medizinische Versorgung und andere Dinge aufkommen, die schleswig-holsteinische Bürger aus den Randgebieten in Anspruch nahmen.

Nach endlosen Monaten hatte man eine Lösung gefunden. Dunker wurde nach Flensburg verlegt. Die zweitkleinste Justizvollzugsanstalt des Landes, über deren Schließung schon oft diskutiert worden war, diente hauptsächlich der Unterbringung der Untersuchungshäftlinge für das direkt benachbarte Landgericht. In der 1882 als »Landesgerichtsgefängnis« gebauten Anstalt blieben etwa zwanzig Plätze für den Strafvollzug, fast ausnahmslos für Strafen bis zu einem Jahr Dauer. Der rustikale Bau im landestypischen roten Ziegel, dem man das Alter ansah, wurde im Petuh auch »Schloss Rotenstein« genannt. Petuh war der in Flensburg gesprochene Dialekt, der von den Petuh-Tanten ausging, älteren Damen, die sich zum Klönschnack trafen.

Dunker machte sich über die anderen Häftlinge lustig. Es waren Weicheier. Leute, die eine Geldstrafe nicht bezahlten, Kleinkriminelle, Fahren ohne Führerschein, Betrug und Urkundenfälschung. Auch Ältere verbüßten hier ihre Haftstrafe. Viele waren nur wenige Wochen in der Vollzugsanstalt. Trotzdem wussten sie schon kurz nach ihrer Ankunft, welches Kaliber Dunker war. Niemand wollte etwas mit ihm zu tun haben. Man mied ihn wie einen Aussätzigen, während die anderen untereinander ein fast kumpelhaftes Verhältnis an den Tag legten. Kaum jemand riskierte, sich seine Zeit in Flensburg durch unüberlegtes Handeln zu erschweren. Entsprechend entspannt gab sich das Personal. Gelassen überging es Dunkers Provokationen, ignorierte seine Aufsässigkeit und strafte ihn mit dem härtesten Schwert: Sie hielten ihn – soweit es möglich war – isoliert.

Er kochte innerlich vor Wut. Die Erfahrung hatte ihn aber gelehrt, dass er bei schlechter Führung noch weiter in die Isolation getrieben würde. Solange er sich ruhig verhielt, durfte er sich zumindest in der Nähe der anderen aufhalten, auch wenn diese ihn schnitten. Er nahm auch das Angebot an, in seiner Zelle zu arbeiten. Es war eine stumpf finnige Beschäftigung, billige Kleiderbügel aus Kunststoff zusammenzubauen. Aus zwei Teilen einen Bügel

machen. Immer der gleiche Handgriff. Ohne nachzudenken. Er bekam kein Werkzeug, keine Hilfsmittel. Nur zwei Kartons mit den Teilen. Dunker hatte aufgehört, zu zählen, wie viele Bügel er täglich zusammenbaute. Und es kam noch schlimmer. Irgendwann war die Batterie seiner billigen Armbanduhr leer. Er verlor das Gefühl für Zeit und Raum. Auch wenn ihn weder ein schlechtes Gewissen plagte noch Reue über seine Taten, konnte er nachts immer schlechter schlafen.

Zwei Gedanken kreisten unablässig in seinem Hirn. Er stellte sich vor, wie er in einer lärmenden Kneipe saß, rauchte und ihn niemand davon abhielt, ein ums andere frisch gezapfte kühle Bier zu trinken. Der Hals wurde trocken, er bekam Schluckbeschwerden und würgte, wenn seine Gedanken zum Tee wanderten, den man zum Abendessen ausschenkte. Ein Bier – ein kühles Bier mit Schaum. Hopfenfrisch.

Die zweite Phantasie kreiste um Frauen. Quälend war die Sucht nach weiblicher Nähe. Es machte ihn wahnsinnig. Seine Träume wurden immer wilder. Detailreich stellte er sich vor, wie ... Ihm kam nie der Gedanke, dass seine dabei mitreisende Brutalität jeden Dritten verschreckt hätte. Jede Nacht stürzte er sich im Traum auf ein weibliches Wesen, erniedrigte es und benutzte es zur Befriedung seiner unermesslichen Gier.

Und die Gewissheit, diese beiden Phantasien nie umsetzen zu können, trieb ihn fast in den Wahnsinn. Er wäre bereit gewesen, alles – wirklich alles – dafür zu geben, dass sich diese Wünsche erfüllten. Ja!, gestand er sich ein. Er würde auch Gewalt anwenden.

Mittlerweile hatte der Sommer angefangen. Glaubte er. Hinter den Mauern des alten Gefängnisses blieb der Wechsel der Jahreszeiten verborgen. Es war immer trist.

Vor ewig langer Zeit – gefühlt waren es Jahre – hatten sich an der Mauer ein paar Löwenzahnblüten gezeigt. Ein wenig Gelb. Das war die Natur hier drinnen. Dunker erschrak, als er für sich selbst registrierte, dass ihn seine Schritte beim Freigang stets zu dieser Stelle leiteten. Die Monotonie, die Ausweglosigkeit, die Gewissheit, nichts daran ändern zu können, allem ausgeliefert zu sein, die absolute Fremdbestimmung ... Ergab das Sinn?

Irene hieß sein Strohalm. Vor zwei Monaten hatte er Post erhalten. Dunker hatte es zunächst für einen Irrtum gehalten. Der Brief war in einer klaren und leserlichen Handschrift verfasst. Es war nur der Vorname genannt. Irene schrieb, dass sie einer Gruppe angehörte, die sich um Menschen hinter Gittern kümmerte. Nicht nur das Grundgesetz besagte, dass die Würde des Menschen unantastbar war. Auch jenen, die schwere Schuld auf sich geladen hatten, gebührte menschliche Wärme.

Spinnerei, hatte er gedacht und den Brief zunächst unbeachtet gelassen, bis ihm bewusst wurde, dass er die Zeilen mehrfach täglich las. Dann bat er um Papier und einen Schreiber und verfasste eine Antwort. Es störte ihn, dass seine Gedanken, die in unbeholfenem Deutsch verfasst waren, vom Personal der JVA gelesen wurden. Ob Justizvollzugshauptsekretär Jungnickel sich heimlich über ihn lustig machte? Der alte Karnickelbock, wie er von den Insassen genannt wurde, versah seinen Dienst mit stoischem Gleichmut. Wenn man ihn zufriedenließ, schikanierte er niemanden. Jungnickel musste noch ein paar Jahre »absitzen«. Ein Leben hinter Gefängnismauern. Aber er durfte nach Dienstschluss hinaus in die Freiheit. Dunker bekam einen trockenen Hals bei diesem Gedanken. Ob Jungnickel, wenn er in seinem Reihenhaus eintraf, zunächst aus dem Kühlschrank eine Flasche kühlen Biers hervorholte? Hatte er überhaupt ein Reihenhaus? Oder ein richtiges Haus mit viel Garten drumherum?

Und Irene? Wie alt war sie? Wie mochte sie aussehen? In Dunkers Phantasie nahm sie Gestalt an. Sehr schnell wanderten seine Gedanken dann weiter, bis er wieder von der unendlichen Gier nach einem weiblichen Körper gepackt wurde.

Da draußen mochten die Menschen sich am Sommer erfreuen. Ihm fehlte alles. Freiheit. Die Natur. Die Bewegung. Ja, sogar eine sinnvolle Beschäftigung. Er wurde antriebslos und war ständig müde. Nachdem er den Anstaltsarzt darauf angesprochen hatte, erhielt er ein breites Grinsen als Antwort.

»Unter anderen Umständen würde ich antworten, Sie sollten sich etwas mehr an der frischen Luft bewegen ...«

Dunker verlor an Gewicht. Das führte er auf den Saufraß zurück, den man ihnen servierte. Seine nächtlichen Träume verschwieg er dem Mediziner. Oft wachte er schweißgebadet auf und glaubte, Fieber zu haben. Ob das an den Infekten lag, die ihn öfter befielen?

Vor zwei Wochen hatte er seine Beschwerden erneut vorgetragen. Der Arzt hatte das erste Mal zugehört und bissige Kommentare unterdrückt. Stattdessen hatte er Blut abgenommen und ihn unter den Achseln und im Bereich der Leisten abgetastet.

»Was ist?«, wollte Dunker wissen, erhielt aber keine Antwort. »Geben Sie mir etwas gegen diese ständigen Infekte. Haben Sie auch ein Beruhigungsmittel? Und Schlaftabletten?«

Der Arzt wollte das Ergebnis der Blutuntersuchung abwarten. Nach einer Woche Warten lagen die Laborwerte vor. Dunker sah in das ernste Gesicht des Mediziners.

Der Arzt räusperte sich, bevor er sagte: »Es gibt Entzündungszeichen in Ihrem Blut. Die Blutsenkungsgeschwindigkeit ist erhöht.«

»Dazu brauch ich nicht studieren. Das merk ich auch so.«

»Das Blutbild hat ergeben, dass Sie eine Leukozytose haben.«

»Was ist das? Sprechen Sie Deutsch mit mir.«

»Sie haben zu viele weiße Blutkörperchen.«

»Weiße – ja? Dann geben Sie mir Rotwein. Damit fülle ich das wieder auf.«

Der Arzt war nicht darauf eingegangen. »Das β_2 -Mikroglobulin ist erhöht.«

»Mensch – was ist das? Mich interessiert, wie ich den Scheißinfekt wieder loswerde.«

»Das sind Tumormarker, die auf eine mögliche Lymphomkrankung hinweisen könnten.«

Dunker hatte nur ein Wort verstanden. »Tumor?«, fragte er laut und sprang in die Höhe. »Heißt das, ich hab Krebs? Wo? Bauch? Lunge? Sagen Sie schon.«

»Langsam, Herr Dunker.« Immerhin war der Arzt der Einzige, der ihn mit »Herr« ansprach. »Wir sprechen nur von einer Möglichkeit, einem Verdacht.

Ein Lymphom ist ein in der Regel bösartiger Tumor des lymphatischen Systems. Der Laie nennt es Lymphdrüsenkrebs.«

»Wie kommt so was? Die Schweinehunde haben mir was ins Essen gemischt.«

»Blödsinn.«

»Doch. Ich krieg das raus. Und dann ... Bevor ich am Krebs krepieren tu, geh'n die übern Jordan.« Dunker hatte eine Weile vor sich hingestiert.

»Dann operieren Sie das Ding raus.«

»Das geht nicht so einfach. Das System besteht aus den Lymphbahnen, die das Gewebswasser durch den ganzen Körper transportieren.«

»Heißt das, ich hab überall Krebs?«

»Wir müssen eine gründliche Diagnose stellen, also suchen, wo sich die Krebszellen breitgemacht haben.«

»Dann tun Sie das. Oder soll ich krepieren?«

»Wir werden Sie unter Beobachtung halten und weitere Untersuchungen anstellen.«

»Mit Ihrer verfuckten Nadel? Immer wieder Blut absaugen?«

Der Arzt hatte bedächtig genickt. »Außerdem werden wir mittels Sonografie nach verdächtigen Stellen suchen.«

»Und dann?«

»Werden wir mit einer Nadel eine Biopsie, also eine Gewebeprobe, entnehmen und sie im Labor untersuchen lassen.«

»Sonografie – das ist doch ...«

»Ultraschall.«

Dunker hatte den Arzt skeptisch gemustert. »Das können Sie?«

»Hören Sie mal. Ich bin Mediziner.«

»Mir stinkt es. Ständig muss man warten.«

»Wenn Sie etwas im Überfluss haben, dann ist es Zeit«, hatte der Arzt geantwortet.

Dunker hätte ihm am liebsten die Fresse poliert, aber das konnte er sich im Augenblick nicht erlauben.

Die folgenden Tage waren die Hölle für ihn. Die Untersuchungshaft, das Warten auf den Prozess, die Gerichtsverhandlungen ... all das hatte Dunker

ohne erkennbare Regung weggesteckt. Er hatte gewusst, dass man ihn wegsperren würde. Sein Fall hatte auch in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erregt. Man hielt ihn für einen gefährlichen Verbrecher. Na und? Er wusste sich durchzusetzen, auch hinter Gittern.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Die Türken im Lübecker Knast waren in der Überzahl. Wie Kakerlaken tauchten sie auf. Er hatte bewiesen, dass er sich nicht einschüchtern ließ. Er hatte es der Ratte Orhan Günaydin gezeigt. Der Obertürke würde bis ans Lebensende gezeichnet sein. Ein ewiges Andenken an Hans-Dieter Dunker.

Doch jetzt stand ihm ein anderer Feind gegenüber, ein unsichtbarer Gegner. Den konnte er nicht zusammenschlagen, mit dem Messer massakrieren. Der ...? Die ...? Das Lymphom? Ach, scheißegal. Der Doc sollte an Land kommen, feststellen, wo der Krebs saß, und den Scheiß rausschneiden. Oder bestrahlen. Was auch immer. Und wenn der Weißkittel das nicht hinbekam, würde er ihm eine Spritze in den Hals jagen. Ihm, Dunker, konnte man nichts mehr anhaben. Sein Leben war ausgelebt.

Wenn nur dieser verdammte Krebs nicht wäre.

Man hatte seine Zivilkleidung hervorgeholt. Der Beamte hinterm Tresen roch daran, zog die Stirn kraus und meinte: »Das riecht wie Bolle.«

Dunker hatte ihm nicht geantwortet. Das Duschen war auch in der Freiheit kein tägliches Ritual für ihn gewesen. Das T-Shirt und die Jeans waren modrig.

»Ich kann ja euren Blaumann«, dabei hatte er an der Gefängniskleidung gezupft, »tragen. Wenn wir damit ins Wartezimmer marschieren, haben wir gleich einen Termin.«

»Halt den Sabbel, Dunker«, hatte Jungnickel gesagt.

»Für Betriebsausflüge gibt es doch ein spezielles Kommando.«

»Wir wollen zum Radiologen. Der soll dich durchleuchten. Ich wette, der findet das Finstere in dir auch nicht.«

»Wir zwei beide allein?«, wollte Dunker wissen.

»Tickst du nicht richtig? Für dich müsste man ein paar scharfe Hunde einfliegen.«

»Mensch. Ich hab Krebs. Ich bin krank.«

Jungnickel winkte ab. »Ach. Das wird sich noch herausstellen. Die wollen dich röntgen.«

Dunker kniff die Augen zusammen. »In so 'ner Scheißröhre?«

»Hab dich nicht so. Du kennst es doch, wie es in engen Räumen ist.«

Ein Beamter mittleren Alters steuerte auf sie zu. »Sorry, aber ich war noch verhindert.«

Jungnickel sah auf die Uhr. »Wir haben einen Termin in der Praxis, Babender.«

»Das sind doch nur fünf Minuten Fußweg«, sagte Babender.

»Nix da. Es geht nach Vorschrift.«

»Von mir aus«, erwiderte Babender. »Verflixt. Mich hat irgendetwas erwischt. Ich bin nicht vom Topf runtergekommen.«

»Geht es?«, wollte Jungnickel wissen.

»Du kennst doch die Personalsituation. Wenn ich sage, ich bleibe mit Dünnpfiff zu Hause, ist unsere Leitung hellauf begeistert. Und die Kollegen müssen das ausbaden.«

Jungnickel wandte sich Dunker zu. »Hände«, forderte er.

»Wie? Mit Handschellen?«

»Wenn's nach mir ginge, würde ich dir auch eine Eisenkugel ans Bein schmieden.«

»Da sitzen doch Zivilisten. Was soll'n die denken?«

»Wenn sie dich sehen, das Schlimmste.« Jungnickel trat an Dunker heran. »Komm. Mach dich locker.« Dann tastete er ihn ab.

»Suchst du die Wumme?«

»Einem wie dir ist alles zuzutrauen.«

»Oder bist du schwul?«

Jungnickel stieß ihm den Ellenbogen in die Rippen. »So einen Schmierlappen wie dich würde ich auch in der größten Not nicht anfassen.«

»Dann ist ja gut.« Dunker senkte die Stimme. »Sag mal. Da gibt's doch sicher Weiber. Oder?«

»Frauen heißt das. Klar?«

»Sind da auch welche mit dicken Titten dabei?«